

(Nachdruck verboten.)

61) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Zu solchen Stunden brachte er wohl auch trotz aller Examenbüffelerei ein Gedicht mit, und eines Tages brachte er ihr eins, das eine „hartnäckige Liebe“ besang.

Jan Reimers hatte vor gar nichts Furcht.
Er rettete damals die beiden Dänen,
Ihr wißt wohl — es wollte keiner dran —
Er riß sie dem blanken Hans aus den Zähnen.
Nun war da die Antje Rissen — ei ja,
Die mochte dem starken Jan wohl taugen!
Schmutz war sie, alles was recht ist — man bloß!
Ihr guckte der Teufel aus beiden Augen.
Aber Jan, wie gesagt, war bange vor nichts,
Und so freit' er um Antje. Sie ziert' sich nicht lange
Und sagte Ja und ward seine Braut.
Aber als sie's war, da ward ihm doch bange,
Schon vor der Hochzeit alle Tag Krieg!
Verdammt, denkt Jan, nur noch drei Wochen,
Dann ist die Hochzeit. Sie läßt mich nicht los.
Aber sie ist ein Stachelrochen.
Da — denkt euch — da kommt ihm Hilf in der Not!
Bei Südsüdost wird Jan Reimers verschlagen —
Er rennt auf die Klippen — das Schiff zertracht —
Eine Planke hat ihn nach England getragen.
Sein erster Gedanke war: „Jung, wat'n Glück,
Nu bin ich verschollen! Das's Gottes Wille!“
Er stopft sich die Nase mit nassem Schag
Und steckt sie in Brand bedacht'sam und stille.
Sein Ewer freilich war Grus und Mus,
„Na ja,“ denkt Jan, „wat is dor Klimm's bil
Ja heb hier Fisch un heb hier Tobak.“
Und er lebte drei Jahre vergnügt in Grimshy.
Aber die Welt ist ein Rattenloch.
Ein Landsmann muß ihn gesehen haben. —
Jan bummelt am Hafen, die Faust' in der Tasch',
Sich recht an Freiheit und Sonne zu laben —
Da hört er plötzlich — ihm schießt's in die Knie —
Seinen Namen rufen von weiblicher Stimme:
„Jan Reimers! Jan Reimers!“ Ihm war's als rief
Des jüngsten Tages Poffaun' ihn mit Grimme!
Aber Jan hat Courage: er stellt sich taub!
Da ruft Antje Rissen: Du sollst dich schämen!
Nun tu' doch nicht so, als wenn du nicht hörst,
Du Feigling, du!“ Da muß' er sie nehmen.

Sie lachte, als er geendet hatte, und dann nahm er noch einmal das Blatt und schrieb mit Bleistift oben über das Gedicht:

„Meiner Antje Rissen
In Schauern der Ehrfurcht gewidmet.“

Da lachte sie noch herzlicher, und ihr Lachen führte immer unfehlbar zum Küssen. Vom Küssen kamen sie dann wieder ins Lachen, kurz, es war der alte wohlbekannte circulus vitiosus, der ja in der Regel eine wichtige Rolle spielt.

Es kann nicht von allen Szenen dieser Art berichtet werden, um so weniger, als sie für den älteren Leser eher ärgerlich als unterhaltend sind. Nur so viel sei gesagt: Sie liebten sich so zärtlich, daß sie die zärtlichen Worte und Rosenamen unseres Sprachschazes längst verbraucht hatten und, wenn sie ihre ganze Liebe in ein recht von Grund aus erschöpfendes Wort pressen wollten, zu Injurien greifen mußten. Wenn er sie zu hart angefaßt hatte, rief sie mit einem goldenen Lachen in den Augen: „Du Gassenjunge du, du Rowdy!“ und er flüsterte mit überquellendem Jubel: „Du Hexe du, du Teufelsweib!“ und meistens, wenn sie dergleichen gesagt hatten, kam gerade der Kellner. Asmus Semper war damals noch recht unbekannt, sonst würde gewiß eines Tages in den Zeitungen gestanden haben, daß er und seine Braut sich „Hexe“ und „Gassenjunge“ schimpften.

Wenn sie dann nach der hochnotpeinlichen Bräufung an die Elbe hinunterwanderten, sich in den Sand streckten und die Schiffe kommen und gehen sahen, wenn Gilde heimlich herbeischlich, ihr Gesicht leise über das seine neigte und ihn küßte, wenn dann alles Glück der Kindheits Erinnerung mit

dem Glück der Gegenwart in Asmussens Herzen zusammenschmolz, dann mußte er laut oder schweigend ein Dankgebet sprechen. Er, dem in trüben und schweren Tagen nie der Gedanke an einen persönlichen, väterlich waltenden Gott kam, in Augenblicken überwältigenden Glückes hatte er das Bedürfnis nach irgendeinem Wesen, dem er danken könne, und unter Lachen und Tränen rief er stumm oder mit lautem Jubel in den Himmel hinauf: „Herrgott, du verwöhnst mich, du verwöhnst mich entschieden! Lieber Gott, laß mich nicht ersticken in meinem Glück!“

55. Kapitel.

(Zeichnet sich durch Kürze aus, die aber nicht Schuld des Verfassers ist.)

Nach dem zweiten Examen wollte Murov, der Seminar-direktor, ihn an die Seminar-schule ziehen. Aber Asmus lehnte abermals dankend ab.

Und bald darauf machten die beiden sich auf, eine Wohnung zu suchen. In einer westlichen Vorstadt Hamburgs, in einem Hinterhäuschen, fanden sie zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche. Als sie diese Räume sahen, waren sie mit einem einzigen Blick einverstanden: Hier kann das Glück wohnen. Als Asmus dem Hauswirt den „Gottespfennig“ in die Hand drückte, war der erstaunt über die Größe des Geldstücks. Es war ein Taler. Heute konnte Asmus es sich leisten, Grundeigentümer zu beschenken. Er war dem Manne so dankbar, daß er ihm die reizende Wohnung abgelassen hatte!

Als er aber für einen Aufsatz, den er in einer Zeitschrift veröffentlicht hatte, ein ansehnliches Honorar empfangen hatte, schenkte er der Geliebten ein Kleid von weißer Seide, und ihre Kolleginnen und Freundinnen schenken ihr dazu einen Einsatz von köstlicher Stiderei. Wie eine Königin sollte sie aussehen.

Die Ausstattung der künftigen Wohnung war ein ununterbrochenes Fest. Jeder Stuhl und jedes Kissen war eine Freude für sich, und wenn sie ein Duzend Teller kauften, so waren es zwölf Freuden auf einmal. Als aber am Abend vor der Hochzeit die Freundinnen zu Gilden in das künftige Heim kamen, um die letzte Hand an den Brautputz zu legen, siehe da hatte der treuherzige Handwerksmann die längst versprochenen Sitzmöbel noch immer nicht geliefert. Kurz entschlossen setzten sich die Mädchen in einem Kreis um Gilden herum auf den Fußboden und durchflochten ihr heiteres Werk mit Lachen und Singen.

In einem Gartenlokal am Elbufer sollte die Hochzeit gefeiert werden. Nicht umsonst zog es ihn in heiligen Tagen seines Lebens immer wieder an diesen Strom; auf seinen Fluten war die Seele des Knaben und des Jünglings von je in alle Fernen der Hoffnung gewandert.

Mit Wolken und leisem Regen begann der Hochzeitstag, und auch, als sie aus dem Wagen stiegen, regnete es ein wenig. „Es regnet in die Brautkrone,“ sagte eine abergläubische Verwandte, „das bedeutet Glück.“ Und dann ward es ein stiller, wolkenloser, in seiner eigenen Schönheit seliger Maientag.

Ludwig Semper und Goers der Niese waren Trauzeugen gewesen, und als nun Goers, der Gütige, sich zu einem Trinkspruch auf das Brautpaar erhob und ihm aus treuem, lauterem Herzen eine Schar von blühenden Kindern wünschte; da erröte die Gilde wohl, aber nicht in Unwillen, sondern in einem wirbelnden Gefühl von Scham und Glück.

Und als sie noch beim bescheidenen Mahle saßen, erklang plötzlich ein langer, sanfter Geigenton; die Türen des kleinen Saales taten sich auf, wie von Geisterhand geöffnet, und von einem feinen und sauberen Streichquartett klang es herein:

Treulich geführt, ziehet dahin,
Wo euch der Segen der Liebe bewahr't!
Siegreicher Mut, Minnegewinn
Eint euch in Treue zum seligsten Paar.

Und am Pulte des ersten Geigers saß niemand anders als Morieur.

Asmus war aufs freudigste ergriffen von diesem zarten Geschenk; die Streicher wurden im Triumph an den Tisch geholt, und als alle genug gegessen und getrunken hatten, erhob man sich zum Tanz. Asmus und Gilde aber bestiegen

Den lange schon wartenden Wagen zur Hochzeitsreise nach dem Hinterhäuschen in der westlichen Vorstadt.

Als sie an seinem Elternhause vorüberfuhren, neigte er sich ans Wagenfenster und sah so lange hinaus, bis das Haus seinen Blicken entschwunden war. In diesem Augenblick fuhr ihm wie ein Blitz ein künftiges Gedicht durchs Herz, und einige Tage später schrieb er es auf.

Am Hochzeitstage.

Laut rollt der Hochzeitswagen durch die Gasse.
Wir ruhen drin, zu stillem Glück geeint.
Sieh, wie die Sonne glänzt durch Regentwolken:
Die Hoffnung lacht — und die Erinnerung weint.

So ist's ein Fest der Sonne wie der Trauer.
Ich fühl's, da neue Liebe mich beglückt,
Wie lang genossne, unbergoltnie Liebe
Mit schwerem Vorwurf meine Seele drückt.

Der Eltern den' ich, der verlassen, alten,
Und während mich dein Zauber sanft umgibt,
Erfahrt es mich mit wehmützvoller Mahnung,
Wie zärtlich sie mich je und je geliebt.

Sie ließen mich den Traum der Jugend träumen,
Leicht schlug mein Herz! — ihr Haupt war sorgenschwer,
So zweifle nicht, wenn sich mein Auge feuchtet,
Der Sommer prangt; ein Frühling kommt nicht mehr.

Wie rasch der Wagen rollt! Wir fliegen selig
und zukunftsstrunken in die Welt hinaus.
Sucht Sternen meiner Jugend send' ich Grüße
Ins abendrotumkranzte, stille Haus.

Verzeiht dem heißen Drang der jungen Seelen,
Der euch des vielgeliebten Sohns beraubt,
Unsterbliches Gedächtnis eurer Liebe
Und Segen über euer greises Haupt!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

„Jetzt würde sie mich auch so lieb haben,“ sagte er sich im stillen, wäl'end er an die Pächtersfrau dachte, „jetzt bin ich ebenso dick wie der Pächter.“

Nur nach dem Brantwein sehnte er sich — sich gehörig betrinken und dann mit dem Pferdchen so rasch dahinsausen — ja, das fehlte ihm!

Als die Terroristen festgenommen waren, kam die Nachricht davon auch ins Gefängnis; und auf Jankhons übliche Frage, wann man ihn hängen würde, gab der Aufseher plötzlich ganz unerwartet die schroffe Antwort:

„Jetzt wirds bald geschehen.“

Er sah Jankhon ernst und ruhig an und wiederholte:

„Ja, jetzt wirds bald geschehen. Ich denke, so in einer Woche.“

Jankhon erblaßte, und gleichsam einschlafend — so trüb war der Blick seiner gläsernen Augen — meinte er:

„Du machst wohl nur Spaß?“

„Erst kann ers nicht erwarten, und jetzt soll ich Spaß machen! Späße sind bei uns nicht vorgeschrieben. Die Späße macht Ihr — bei uns aber sind Späße nicht vorgeschrieben, nein!“ sagte der Aufseher würdevoll und entfernte sich.

Schon am Abend dieses Tages war Jankhon magerer geworden. Seine Haut, die früher nur loder angelegen hatte und dann für kurze Zeit prall geworden war, bildete jetzt auf einmal viele kleine Fältchen und hing da und dort sogar ein wenig well herab. Seine Augen blickten ganz verschlafen drein, und all seine Bewegungen wurden so langsam und schlaff, als ob jede Kopfdrehung, jede Fingerbewegung, jeder Gehversuch ein höchst verwickeltes und schwieriges Unternehmen wäre, das vorher sehr eingehend erwogen werden müsse. In der Nacht lag er auf seiner Pritsche, doch schlief er die Augen nicht — und so standen sie, verschlafen, wie sie waren, bis zum Morgen offen.

„Aha!“ sagte der Aufseher mit Genugtuung, als er ihn am nächsten Morgen sah. „Hier bist Du nicht in der Kneipe, mein Lieber!“

Mit einem Gefühl angenehmer Befriedigung, wie ein Gelehrter, dem ein wissenschaftlicher Versuch gelungen ist, beguckte er sich den Verurteilten noch einmal ganz aufmerksam und eingehend vom Scheitel bis zur Sohle: jetzt wird schon alles seinen gehörigen Gang gehen. Der Satan ist blamiert, die Heiligkeit des Gefängnisses und der Todesstrafe ist wieder hergestellt — und in leutseligem Tone, ja sogar mit aufrichtigem Mitleid erkundigte sich der Alte:

„Willst Du vielleicht noch jemand sehen oder nicht?“

„Wozu sehen?“

„Na, zum Abschied. Die Mutter zum Beispiel, oder einen Bruder.“

„Mich darf man nicht hängen,“ sagte Jankhon leise und blickte den Aufseher von der Seite an. „Ich will nicht.“

Der Aufseher sah ihn an — und wandte sich schweigend ab.

Gegen Abend beruhigte sich Jankhon ein wenig. Der Tag war so ganz wie die anderen, so ganz wie sonst schimmerte der bewölkte Winterhimmel, hallten im Korridor die Schritte und die dienstlichen Gespräche, so ganz wie sonst, so gewohnt und natürlich duftete die Sauerkohlsuppe, daß er wieder aufhörte, an die Hinrichtung zu glauben. Zur Nacht aber wurde es furchtbar. Früher empfand Jankhon die Nacht einfach als Finsternis, als eine ganz besonders dunkle Zeit, in der man schlafen muß, jetzt aber fühlte er ihr geheimnisvolles, majestätisches Wesen. Um nicht an den Tod zu glauben, muß man all die gewöhnlichen, alltäglichen Dinge rings um sich sehen und hören: die Schritte, die Stimmen, das Licht, die Sauerkohlsuppe — und jetzt, in der Nacht, war alles so ungewöhnlich, und diese Stille, dieses Dunkel waren an sich schon gleichsam der Tod.

Und je weiter die Nacht vorschritt, desto graufiger wurde alles. Naiv wie ein Wilder oder ein Kind, die beide alles für möglich halten, hätte Jankhon der Sonne zuzurufen mögen: „Leuchte, Sonne!“ Und er bat, er flehte, daß die Sonne leuchten möge, aber die Nacht breitete unerbittlich ihre schwarzen Stunden über die Erde, und es gab keine Gewalt, die ihr hätte Halt gebieten können. Und diese Unmöglichkeit, die sich jetzt zum ersten Male dem schwachen Gehirn Jankhons so handgreiflich aufdrängte, erfüllte ihn mit Schrecken: er wagte noch nicht, es deutlich und klar zu fühlen, aber er hatte doch schon das Bewußtsein, daß der Tod in nächster Nähe war, und stand bereits mit dem erstarrten Fuße auf der untersten Stufe des Schafotts.

Der Tag brachte ihm wieder Beruhigung, die Nacht aber erfüllte ihn von neuem mit Entsetzen, und so blieb es bis zu der Nacht, da er deutlich fühlte und sich klar bewußt war, daß der Tod unausbleiblich sei und in drei Tagen, früh am Morgen, wenn die Sonne aufging, eintreten würde.

Er hatte nie darüber nachgedacht, was der Tod ist, und konnte sich keine Vorstellung von ihm machen — jetzt aber fühlte er es ganz klar, konnte er es sehen und greifen, daß er in seine Zelle eingetreten war und mit den Händen tastend ihn suchte. Und um sich vor ihm zu retten, begann er in der Zelle hin und her zu laufen.

Aber die Zelle war so winzig klein, daß die Winkel in ihr nicht spitz, sondern stumpf erschienen und ihn alle gleichsam nach der Mitte stießen. Und es gab nichts, dahinter er sich hätte verbergen können. Die Tür war verschlossen. Und es war hell. Ein paar Mal rann er schweigend mit dem Kumpf gegen die Wände, einmal kopfte er an die Tür — dumpf und leise. Er stieß gegen irgend etwas und fiel hin, mit dem Gesicht zur Erde, und da fühlte er, daß „er“ nach ihm griff. Und wie er so auf dem Bauche dalag, gleichsam an der Erde klebend und das Gesicht an den dunklen, schmutzigen Asphaltboden schmiegend — da heulte Jankhon laut auf vor Entsetzen. Er lag da und schrie aus voller Gurgel, bis Leute herbeikamen. Und als man ihn schon vom Boden aufgehoben und auf die Pritsche gesetzt hatte, als sein Kopf bereits mit kaltem Wasser begossen worden war, konnte Jankhon sich noch immer nicht entschließen, die festgeschlossenen Augen zu öffnen. Nur das eine öffnete er, und sah die erhellte, leere Ecke der Zelle und irgend jemandes Stiefel in der Leere, und er fing von neuem an zu schreien.

Aber das kalte Wasser begann seine Wirkung zu üben. Und dann half es auch, daß der diensttuende Aufseher, immer derselbe Alte, Jankhon ein paar medizinisch wirksame Schläge auf den Kopf versetzte. Und das hierdurch gewedete Lebensgefühl vertrieb in der Tat den Tod, und Jankhon öffnete die Augen, und sein verhorntes Hirn fiel für den Rest der Nacht in einen festen Schlaf. Er lag auf dem Rücken, mit offenem Munde, und ließ ein lautes, gedehntes Schnarchen hören; zwischen den undicht geschlossenen Lidern aber schimmerte das Weiß des Auges flach und tot hindurch.

Von nun an floß alles in der Welt, der Tag und die Nacht und die Schritte und Stimmen und die Sauertraufsuppe für ihn zu einem einzigen zusammenhängenden Schreckbild zusammen, das ihn in einen Zustand starren Staunens versetzte, der sich mit nichts sonst vergleichen ließ. Sein schwaches Denken vermochte diese beiden Vorstellungen nicht miteinander in Einklang zu bringen, die in so schreiendem Gegensatz zueinander standen: hier der gewohnte helle Tag, der Duft und Geschmack des Sauerkohls — und dort die Tatsache, daß er nach zwei Tagen, vielleicht schon nach einem Tage sterben müsse. Er hatte keine Gedanken, zählte nicht einmal die Stunden, sondern stand einfach starr, in stummem Entsetzen vor diesem Gegensatz, der sein Hirn in zwei Teile zerriß, und sein Gesicht nahm eine gleichmäßige Blässe an, nicht weiß und nicht rot, und er schien äußerlich ruhig. Nur daß er nichts und verlor ganz und gar seinen Schlaf: entweder sah er mit ängstlich gekreuzten Beinen auf dem Taburett, oder er ging ganz leise, mit schleichendem Schritt und ängstlich um sich schauend, in der Zelle auf und ab. Sein Mund war die ganze Zeit hindurch halb geöffnet, wie in beständiger, höchster Verblüffung; und bevor er irgendetwas noch so gewöhnlichen Gegenstand in die Hand nahm, betrachtete er ihn lange mit stumpfem Blick und sagte ihn nur mit- traufisch an.

Legen des Wildes eine staunenswerte Geschicklichkeit, die nur das Ergebnis langer Zeiträume der Entwicklung sein kann. Am wenigsten weiß man von den religiösen Vorstellungen, doch scheint der Ahnenkultus, wie auch sonst bei Naturvölkern, in deren Mittelpunkt zu stehen, und die Verehrungsgebräuche sollen für das Vorhandensein des Glaubens an ein Leben nach dem Tode sprechen: „Der Tod ist nur ein Schlaf.“ lautet ein BuschmannsSprichwort. Auf die Buschmänner führt man die über ganz Afrika verbreiteten, zum Teil farbigen Felszeichnungen zurück, die in höchst naturwahrer Weise besonders Jagden darstellen. Freilich ist nicht bekannt, daß ein Beobachter einen Buschmann schon hat malen sehen; wenn die Zeichnungen also wirklich auf dieses Volk zurückgehen, so würde es sich um einen heute verloren gegangenen Kulturbesitz handeln. Dem Europäer erscheint der Buschmann zunächst als freundlicher, kindlich-harmloser Mensch; bei längerem Zusammensein treten aber auch die unvorteilhaften Eigenschaften hervor, wie Unlesbarkeit, Mangel an Selbstbeherrschung, Gleichgültigkeit nicht nur gegen das Leben anderer, sondern auch gegen das eigene. Allein bei der Jagd entwickelt der Buschmann Fleiß, Ausdauer und Zielbewußtsein.

Eine zum Teil ähnliche Vorstellung erhalten wir durch die vorliegenden Beschreibungen in den Pygmäen der äquatorialen Urwälder, den Wambutti, Watoa, Tiki-Tiki usw. In Kamerun gehören die noch wenig bekannten Bafelle dazu, in Ostafrika die Pygmäen des Kivuseegebietes. Die Körperlänge geht bis unter 130 Zentimeter hinunter, doch läßt sich noch nicht sagen, ob die Durchschnittshöhe der äquatorialen Pygmäen wirklich geringer ist als die der südafrikanischen. Die Hautfarbe wird gewöhnlich als dunkelbraun bezeichnet. Beschäftigung ist die Jagd, die mit dem äußerst geschickt gehandhabten Bogen, aber auch mit Fallen betrieben wird; sogar der Elefant ist vor ihren Gruben nicht sicher. Mit den normalwüchsigen Uwohnern pflegt ein friedliches, wenn auch nicht vertrautes Verhältnis zu bestehen, und es finden an bestimmten Tagen auf neutralem Boden Märkte statt, wo die Kleinen ihre Jagdbeute gegen die Feldfrüchte der Großen eintauschen. Ueber den Charakter gehen die Meinungen auseinander. Die Nachbarn der Pygmäen sagen ihnen manchmal Tüde, Hinterlist und hämische Schadenfreude nach. Nach anderen sind sie harmlos, ruhig, ernst, ja traurig im Gesichtsausdruck und zeigen große Selbstbeherrschung, die jedoch auch Gleichgültigkeit sein kann. Von dem Fetischglauben der Neger ist nichts zu merken, auch Kannibalismus, unter diesem im Kongogebiet so überaus weit verbreitet, scheint den Pygmäen fremd zu sein.

Mit den Buschmännern hat man häufig die Hottentotten in einen Topf geworfen, mit denen allerdings Kreuzungen vielfach vorgekommen sind. Beide Rassen haben helle Hautfarbe, stark gekräuseltes Haar und die eigentümlichen Schnalzlaut der Sprache. Freilich ist die Sprache nicht immer ein Pfeiler, über den man eine Rassenbrücke legen kann, und für die Schnalzlaut der Hottentotten darf die Entlehnung aus den BuschmannsSprachen als sicher gelten. Doch scheint hier die Sprache in der Tat auf den richtigen Weg zu weisen: die Grammatik der Hottentottensprache zeigt nach v. Luschan eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit hamitischen Sprachregeln, und ihr Hamitentum würde die Hottentotten von den Buschmännern vollständig scheiden. Hamiten haben ganz Afrika überschwemmt: die Berber, die Haussa, die Somal, die Massai gehören zu ihnen. Vor Jahrtausenden mag ein hamitischer Stamm aus dem Norden bis zur Südspitze des Erdteils vorgedrungen sein, und hinter ihm mögen die wieder zusammenschlagenden Völkerwellen eine nie mehr überstiegene Schranke gezogen haben, so daß die weitere Entwicklung jenes Stammes nun selbständig vor sich ging. Es gibt auch anthropologische und ethnologische Berührungspunkte zwischen Hottentotten und Hamiten; so sind die Hottentotten Hirten, wie es alle Hamiten immer gewesen sind, z. B. die Massai und Bahima in Ostafrika. Die Buschmänner sind Jäger, und auch dieser Umstand trennt sie völlig von den Hottentotten. Eigentümlich ist auch die Gleichheit der bei ihnen geübten Beschneidungsart mit der der Massai.

Der Nordhälfte Afrikas drückt die hamitische Rasse in viel weiteren Gebieten ihren Stempel auf. Aber neben ihr und den späteren Mischformen gibt es noch Ueberbleibsel älterer, ganz primitiver Völker, deren Existenz nach so vielen Völkerstürmen und dem Eindringen des Islams fast wunderbar erscheint. Seit wenigen Jahren erst ist man auf sie aufmerksam geworden, und im Nigerbogen hat man sie auch schon etwas studiert. Sie finden sich in den Wäldern, wo sie noch so leben, wie in der vorgeschichtlichen Zeit. Die Umbos, Bobos, Tombos, Kalas in der Waldzone — übrigens keine Pygmäen — sind die ältesten Bevölkerungsbestandteile des Sudan, wenn man von den verschwindenden mythischen Erbauern einiger Höhlendörfer und Bergbefestigungen absteht, die nach der Ueberlieferung der heutigen Bevölkerung „rote Zwerge“, Kleinwüchsige Jäger und Fischerwölker gewesen sein sollen. Aus der Vermischung jener Primitiven mit Völkern hamitischer Rasse, die von der Mittelmeerküste gekommen waren, dürften die ebenfalls erst jüngst aufgefundenen geringen Reste abzuleiten sein, die als Sorlo im Nigertal und auf den Inseln oder als Habbe in den Gebirgen (Hombori Bandiagara) sich erhalten haben. Sorlo und Habbe haben es bis zu einer Kultur gebracht, die man mit einem auf europäischen Verhältnissen sich gründenden Ausdruck als neolithisch (jungsteinzeitlich) bezeichnet.

Ihre sonderbaren Sitten und Gebräuche gaben der Völkerkunde Nahrung auf. Die Frau steht dort sehr hoch, ist nicht Dienerin, sondern Gefährtin des Mannes; dementsprechend herrscht Mutterrecht. Die Gräber liegen in Häuschen, die aus Ziegeln und Steinen in horizontalen Felspalten aufgeführt sind, und jedes Alter und Geschlecht hat sein besonderes Grabhaus. Die Seele teilt sich nach dem Tode. Der eine, nicht materielle Teil, geht in die ferneren Gezeiten der Vorfahren, der andere bleibt auf der Erde und befruchtet wieder die Frauen. Diese Seelentrennung findet am Schluß der Trauerwoche statt. Dem allmächtigen, schöpferischen, herrschenden Wesen Amno werden Trübsen als Altäre errichtet, die einer gedachten Dreieit jenes Wesens entsprechen. Von Amno gehen zwei schöpferische Kräfte aus, das männliche und das weibliche Prinzip, in dessen Verehrung die Stämme oder Familien sich teilen. Die Stämme, die das männliche Prinzip verehren, sehen im Monde das Sternensymbol der schöpferischen Kraft, die „weiblichen“ Stämme sind „Sonnenanbeter“.

Man könnte an karthagischen Einfluß denken. Die phönizische Kultur Nordafrikas hat höchstwahrscheinlich bis über die Wüste in den Sudan ausgestrahlt und auf dessen Völker abgefärbt. Doch sind auch noch ältere Beeinflussungen aus dem Osten, über das Niltal her, nicht mehr ausgeschlossen, nachdem man sich lange gesträubt hat, solche zuzugeben. Das Problem der Klarlegung der hamitischen Wanderungen in Afrika ist neben der Erforschung der Pygmäen die dringendste Aufgabe der Völkerkunde in diesem Erdteil. In der Hamitenfrage stehen wir erst an der Schwelle der Erkenntnis, doch wird sie wohl einmal kommen. Jedenfalls darf man sagen, daß das Wort: „Quid novi ex Africa“ (was gibt es Neues in Afrika) in Zukunft vornehmlich für die völkerkundlichen Gebiete seine Geltung haben wird, nachdem es im ursprünglichen geographischen Sinne nur noch wenig Berechtigung hat. —

D. Singer.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Aus der Geschichte des Automobils. Die Geschichte des Automobils, das die deutschen Sprachbereinler Selbstfahrer oder Kraftwagen nennen, ist noch recht jung, noch nicht einmal anderthalb Jahrhunderte alt. Eine kurze Skizze daraus gibt der österreichische Ingenieur Karl Blau in seinem eben im Teubnerschen Verlag erschienenen Buche „Das Automobil“. Der erste Dampfswagen auf schienenlosem Wege wurde 60 Jahre, bevor durch Stephansons Bemühungen das Lokomotivwettrennen zu Rainhill 1825 zustande kam und mit einem vollkommenen Sieg der Schienenbahn endigte, mit Unterstützung der Regierung von dem französischen Artillerieingenieur N. J. Eugnot für den Transport schwerer Geschütze gebaut, hatte aber auf der Probefahrt kein Glück, so daß er als zwecklos angesehen wurde und ins Archiv wanderte; noch heute bildet er ein Aufstellungsstück des Pariser Conservatoire des arts et métiers. Erst in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts baute Watts Schüler Murdoch, in den neunziger Jahren Trevithick eine Reihe von Dampfswagen. Von dieser Zeit mehrten sich die Erfindungen auf diesem Gebiete, und auch verwunderliche Absichten zeigten sich dabei. So wollte Gordon die Fortbewegung des Wagens durch eine den Pferdebesitzen nachgebildete Treibvorrichtung erreichen. Gurney und Hancock bemühten sich besonders um die Ausgestaltung des Dampfessels, noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts konnten sie einen regelmäßigen Personentransport mit automobilen Dampfswagen einrichten: vor achtzig Jahren also schon hatte London seine ersten Autobusse, nahmen die Zeitungen zu der neuen Erscheinung Stellung, und 1831 wurde das erste Automobilgesetz gegeben. Aber schon fünf Jahre später kam die Entwicklung des Automobilwesens zum Stillstand. 1836 erlitt ein Hanoverscher Omnibus einen Achsenbruch, und obwohl der Unfall glimpflich abließ, führte er doch zu der Lokomotiv-Akte, die bestimmte, 400 Meter vor jedem pferdelosen Wagen müsse zur Warnung ein Mann mit einer roten Fahne gehen, und der Wagen dürfe höchstens mit 4 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde fahren. Erst 1873 erschien Volle mit seinem Dampfswagen „L'obéissant“, der zum Teil noch heute vorbildlich ist. 1875 folgen die Versuche Serpollets, und zugleich die Bemühungen, den Dampf als Kraftquelle durch die Anwendung eines Gasmotors zu ersetzen. Als die Väter der heutigen mit Benzin getriebenen Automobile — die elektrische Kraft kommt auch in geringem Maße zur Anwendung — müssen die Deutschen Daimler und Benz gelten. Die technischen Unterschiede in den jetzt genommenen Patenten können wir hier nicht erwägen; wir wollen nur mitteilen, daß 1884 Daimler ein Patent auf einen einzylinderigen, horizontalen, luftgekühlten Motor genommen hatte und daß das erste Versuche Patent vom 25. März 1886 stammt. Daimler, der seinen Motor von Jahr zu Jahr verbesserte, verkaufte sein Patent 1889 an eine französische Firma und führte so das Eintreten Frankreichs in die Reihe der konkurrierenden Länder herbei, wobei es großen und nachhaltigen Erfolg hatte. Die letzten zwei Jahrzehnte sind dann die Zeit eines ungeahnten Ausbaues des Automobilwesens. Es leidet noch heute bedenklich an Kinderkrankheiten, von denen vielleicht die gefährlichsten das Sportmannsbewußtsein und der Mangel des Bewußtseins der Gefährlichkeit des Betriebes (für andere) zu sein können.